

ANDERSSEIN WIE ALLE: DAS BEGEHREN NACH ORDNUNG

Sie sitzt am Schreibtisch, stundenlange internetrecherche. In zwei Tagen hat sie eine literaturwissenschaftliche Prüfung: im zwölften Semester wird sie nach dem Ergebnissen ihrer Lesetätigkeiten gefragt. Sie kennt von der Leseliste keines der Bücher, Dramen, Gedichte. Jetzt holt sie sich aus dem internet die Zusammenfassungen und möglichen Interpretationen. Sie hatte die Liste immer als notwendige Pflicht und nicht als Angebot einer Welt, die sie begehen, erfassen, verstehen und für sich nutzen könnte, gefasst. Studieren war für sie die ganzen sechs Jahre lang das Abarbeiten von Pflichten, Aufgaben und einem Studienplan mit Leistungsnachweisen geblieben. Heimisch war sie dort nie geworden. Entweder waren die anderen „anders“ oder sie war es. Sie wusste es nicht. Sie studierte gerne. Sie hat ordentlich geführte Ordner, und wenn sie etwas für die Uni tat, nannte sie es „lernen“, so als sei dies ein Ausnahmezustand, der nur wenige Zeiteinheiten umfasst. Das Studium, wie auch die nicht gemochte Erwerbsarbeit, hatte sie entbunden, den Tagen eine eigene Struktur und mehr noch einen eigenen Sinn zu geben. Es entlastete sie, dass der Sinn durch Teilnahme an der höchsten Bildungsanstalt des Landes schon gegeben war. Der „Sinn“ der Erwerbsarbeit lag in der Entlohnung. Sie weiß nicht, dass sie Sinn und Funktion verwechselt. Ohne je darüber nachgedacht zu haben, hofft sie, dass sie ohne Nachdenken einen Platz in dieser Welt – die sie in ihrer Fremdheit erschreckt – erhalten würde¹.

„Der grundlegende Sinn, dafür wer wir sind, was sie Welt ist und wie wir zu ihr und zur Gesellschaft stehen, d.h. das fundamentale Identitätsgefühl, entwickelt sich *implizit* in unseren Praktiken und durch die Teilhabe an Institutionen, es ist verkörpert in unserem „Habitus“, unseren Gesten und Ausdrucksweisen, in unserem Geschmack und sogar in unseren körperlichen Reaktionen, und dieses implizite Selbstbild istgegenüber dem reflexiv-expliziten immer vorgängig.“ (Rosa, Hartmut 2002, 280)

Der soziologische Befund zur Aneignung und Gestaltung von subjektivem Sinn ist ambivalent hoffnungsvoll und niederschmetternd: auf der einen Seite wird konstatiert, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Zeitsouveränität für ein Gut halten, das der

¹ Alle eingefügten „Sie“-Geschichten handeln nicht von einer Person, sondern sind Puzzlestücke von (teilnehmender) Beobachtung und diversen Interviews, die den Beginn eines neuen Projekts darstellen. Die interviewten Frauen verbindet eine ähnliche soziale Herkunft im kleinbürgerlichen, „Unterschicht“ Milieu, ohne besondere Kulturreourcen. Sie sind Bildungsaufsteigerinnen.

Fremdbestimmung entgegengesetzt werden kann (vgl. Gorz, André 1998 und 2004) auf der anderen Seite erscheint in der sozialen Phantasie die Erwerbsarbeit so zentral, dass alles Leben um sie herum organisiert wird und dies geschlechtergleich (vgl. Haug, Frigga und Ulrike Gschwandtner 2006), so dass die Kleinfamilie als Form innerhalb derer das Leben sinnhaft gestaltet wird, nach dreißig Jahren feministischer Kritik und realen gesellschaftlichen Erosionen (in Österreich liegt die Scheidungsrate bei 50 %) als unhintergebar angeeignet wird.

Im Chaos der gesellschaftlichen Umbrüche Ordnungen suchen, so könnte das Motto lauten. Pierre Bourdieu formulierte es in seinen leidenschaftlichen Streitschriften „Gegenfeuer“ immer wieder: Prekarität ist überall. Und nicht nur der Jugend, sondern fast zwei Dritteln der Gesellschaftsmitglieder wird mehr und mehr die Verfügung über Raum und Zeit entzogen; d.h. ihre Fähigkeit, zu planen, Zukunftsprojekte zu entwerfen wird beeinträchtigt und gestört (vgl. Bourdieu, Pierre 1998). Während die Selbstbeschreibungen der Gesellschaften ohne Klassenverhältnisse auskommen und auf – in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts verbannte – Begriffe wie „Unterklasse“, „Unterprivilegierte“ und „Marginalisierte“ zurückgreifen, Begriffe, die allesamt ungenau und mehr durch Entnennung denn durch Bezeichnung gekennzeichnet sind und als Drohungen fungieren, dass viele „abrutschen“ können, werden die Individuen deutlich klassenspezifisch und geschlechtsspezifisch. sozialisiert wie auch die Ergebnisse der Pisa Studie verdeutlichten. „Was den Menschen zu schaffen macht ist nicht nur die materielle Zurücksetzung, sondern ein Komplex psychischer Belastungen: Nach anfänglichen Phasen subjektiver Auflehnung und Konzentration auf die Überwindung ihrer sozialen Randständigkeit setzen sich bei den Ausgegrenzten Tendenzen einer geistigen und emotionalen Verarmung durch: Die Neugier auf die Welt jenseits ihres unmittelbaren Lebensraumes, die als feindlich und anmaßend erlebt wird, stirbt ab. Eine planende und gestaltende Einflussnahme auf die eigenen Lebensbedingungen haben die meisten in dieser Situation aufgegeben.“(Seppmann, Werner 2006, S. 7)

Sieht man sich das Material an, dass Gschwendtner und Haug aus 500 Schulaufsätzen² von 13 bis 19 jährigen zusammentrugen, ist festzustellen, dass die gesellschaftliche Verfasstheit ihrer Zukunft offenbar weder in die Vermittlungsaufgaben ihrer LehrerInnen noch ins Elternhaus gehören. Wurden – wie Max Weber es analysierte – früher Neigungen, Bedürfnisse und Kompetenzen in die vorfindlichen Berufsgruppen integriert und waren als Tätigkeiten und Fähigkeiten vorstellbar und positiv besetzt, findet sich jetzt eher die Wahl der sozialen Schicht (gepanzert mit zu konsumierenden Waren), die erreicht werden will und ein isolierendes Privatleben, das sich auf die selbst gegründete Familie konzentriert. Kollektive,

² Der Titel der Aufsätze lautete „Ein Tag in meinem Leben in 20 Jahren“

Gruppen und politische, soziale, kulturelle Tätigkeiten, die ein Konsumverhalten überschritten lassen sich fast gar nicht finden. Das Imaginäre dieser Jugendlichen wurde von Fernsehserien und Kinofilmen gefüllt. Hatte die kulturelle revolutionäre Zeit der Studierenden der 60 und 70er Jahre des 20sten Jahrhunderts auch jene Literatur wieder entdeckt, in der das „andere Leben“ als Kritik am Bestehenden zu entdecken war, füllt sich das Imaginäre der Menschen im Neuen Kapitalismus durch normalistische „Identitätsangebote“. Marcuse schrieb: „Freilich sind diese (das „andere“ verkörpernden, kh) Charaktere nicht aus der Literatur der fortgeschrittenen Industriegesellschaft verschwunden, aber sie überleben wesentlich verändert. Der Vamp, der Nationalheld, der Beatnik, die neurotische Hausfrau, der Gangster, der Star, der charismatische Industriekapitän üben eine Funktion aus, die von der ihrer kulturellen Vorläufer sehr verschieden ist, ja im Gegensatz zu ihr steht. Sie sind keine Bilder einer anderen Lebensweise mehr, sondern eher Launen oder Typen desselben Lebens, die mehr als Affirmation denn als Negation der bestehenden Ordnung dienen.“ (Marcuse, Herbert 1967, S. 79) Diese „Typen“, die Marcuse aufzählt lassen sich in TV-Serien auch heute wieder finden, sie liegen – wie Jürgen Link es nennt – im „Kontinuum der Normalität, gleichzeitig aber jenseits der Normalitätsgrenze.... Sie können nun als *marker* für je individuelle ‚Normalitäts-Entwürfe‘ dienen; einzelne Individuen können ihre je persönlichen ‚Entwürfe‘ für Normalitätsgrenzen mit Hilfe solcher Figuren als imaginär abstecken. In dieser kulturellen Spielart erweist sich die *eine Dimension* also als das *fun-and-thrill-Band*, in das die Subjektivitäten sozusagen direkt und restlos involviert werden. (Link, Jürgen 2006, S. 95) Zweite Kultur oder Subversion um Kulturellen wurden bis etwa Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts durch deutliche Differenz zur herrschenden Kultur ermöglicht. Gegen die Vermassung des Geschmacks, gegen die Verdummung der Vermassung wurden alternative *Lebensweisen* gesetzt: Umgangsformen, die Politisierung des Privaten, alternative Kinderaufzucht, differente Sexualitätsvorstellungen, gegenseitige Anerkennungsverhältnisse, die aus geteilten Lebens-Schnittmengen resultierten und deshalb auch die Einmischung in die Ansichten von FreundInnen und GenossInnen beinhalteten. Heutige Imaginationen von Differenz beziehen sich mehr oder minder deutlich auf die herrschende Kultur, innerhalb derer schon Differenzen vermittelt werden: Wer Harry Potter liebt, muss nicht, kann aber „Sex and the City“ mögen. „Desperate Housewives“ konkurriert und/oder harmoniert mit „Star Trek“. Gemeinsam ist all jenen Anhängerinnen, dass sie nicht die Erwartung haben, dass kulturelle Ressourcen Auskunft über ihr oder das oder mögliches Leben geben. Ich vermute, dass die Sendungen und Filme bewusst angesehen werden, um ein Imaginäres aufzufüllen. Je weiter weg vom Eigenen, desto anhänglicher wird geschaut.

Aber was ist Eigenes? Beim erneuten Studium des Philosophen Emmanuel Levinas, der wie kein Anderer die Zeit als das Verhältnis zur Anderen/zum Anderen philosophiert hat, entdeckte ich in seiner Beschreibung der Schlaflosigkeit postmodernes Da-Sein: „Die

Schlaflosigkeit besteht aus dem Bewusstsein, dass es nie mehr enden wird, das heißt, dass es keinerlei Mittel mehr gibt, sich aus der Wachsamkeit, zu der man verpflichtet ist, zurückzuziehen. In dem Augenblick, in dem man an sie gefesselt ist, hat man jeden Begriff ihres Ausgangs- oder ihres Ankunftspunktes verloren. Es ist immer dieselbe Gegenwart und dieselbe Vergangenheit, die dauert. Eine Erinnerung – das wäre schon eine Befreiung hinsichtlich dieser Vergangenheit. Hier geht die Zeit von nirgendwo aus, nichts entfernt sich oder schwimmt““ (Levinas 1984, S 23 f.) Er fasst diesen Zustand als „unpersönliches Sein“, ein „An-Sich-Sein“, eine „Ohne-Sich“ Sein. Als Gegenzustand entwirft er das Verhältnis zum/zur Anderen, der/die als ein anderes „Ich-selbst, als das alter ego erkannt“ wird: „Der andere, insofern er ein anderer ist, ist nicht nur ein alter ego; er ist das, was ich gerade nicht bin.“ (55) Das ist ein völlig anderes Mit-Sich-Sein als die Differenz in den Figuren der Massenmedien, die die Zuschauerin wahrnimmt. Sie muss nicht wissen, wer sie ist, wenn sie nur sieht, dass die anderen anders sind. Und die Andersheit der anderen fordert sie nicht auf, zu wissen wer sie ist; ganz im Gegenteil: sie verstellen diese Frage, weil die Figuren in Filmen und Serien ja auch nicht gekannt sein wollen oder müssen.

Anders gesprochen: Die Einsamkeit vor den Filmen und Serien ist nicht dem Alleine-Sein, d.h. dem Fehlen von unmittelbar Anderen, geschuldet, sondern dem ohne sich sein. In den USA habe ich diesen Zustand im Kino noch deutlicher empfunden: die ZuschauerInnen litten laut mit den Figuren im Film, ihnen entschlüpfen sogar Anweisungen, auf keinen Fall dies oder jenes zu tun; es wurde gestöhnt und geahnt und geahnt, sich gefreut und geklatscht.³ Mir war es peinlich und erst später war mir klar, dass wir in unseren Breitengraden, Emotionen „für uns“ aber nicht für alle in der Öffentlichkeit mitteilen. Heimlich wird in Taschentücher geweint oder ein Ausruf gerade noch verschluckt. Wir gestehen die unmittelbaren emotionalen Äusserungen Kindern zu. Und diese Infantilisierung bei einem profanen Akt das Selbst zu vergessen und in andere zu schlüpfen wird langsam eine main-stream Fühlform. (Die Debatten um Gewalt in Video-Spielen, die Jugendliche gewaltbereiter mache, hat dieselbe Logik: Ihre Gefühle würden von den Gefühlen der Akteure von Videospiele geformt).

Sie sagt, dass sie der Person, der sie allermeist zugeneigt ist, Lügen erzählt, die ihr selbst wie mögliche Geschichten vorkommen, nur dass sie sie nicht erzählt, um von sich zu

³ „Es gibt eine interessante Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Fernsehkonsum und Übergewicht bei Kindern. Emotionale Inhalte bewirken eine Kortisonausschüttung - das führt zur Gewichtszunahme. Das sind aber nicht nur statistische Korrelationen, sondern es gibt hier auch eine erfolgreiche Intervention: Reduktion des Fernsehkonsums und Einschränkung auf weniger emotionale Sendungen bewirkte Gewichtsabnahme bei Kindern. Für Erwachsene haben wir solche Daten nicht.“ Ich verdanke diesen Hinweis dem Mediziner Dr. Christoph Fischer (priv. Korrespondenz)

berichten, sondern weil sie denkt, dass solche Erfahrungen von ihr erwartet werden. Es sind ausschließlich Erfahrungen, die mit Weiblichkeit zu tun haben: Sexualität, Intimität und Anerkennung von anderen. Sie glaubt, dass sie „beweisen“ muss schon anerkannt worden zu sein, um ihr Gegenüber „dazu zu bringen“, sie anzuerkennen. Dass diese Geschichten, diese Lügen sie darstellen als eine, die sich für Anerkennung auslöscht und unterwirft, die körperlich und seelisch hurt, ist ihr entweder entgangen oder es ist unwichtig. Es ist offenbar einfacher, für eine zu stehen, die man nicht ist, als die Feigheit zu überwinden, zu wissen, wer man ist.

NARRATIVES SELBST?

Während feministisch sozialwissenschaftlich das „Spiel der Geschlechter“ die „Proliferation of gender“ (fragwürdig eingedeutscht als: Vervielfältigung) „queer studies and politics“ deutlich an Interesse gewannen, findet sich eine wie immer geartete Auseinandersetzung um die Vergeschlechtlichung der eigenen Existenzweise in den Texten aber auch in den Lehr- und Lernzusammenhängen kaum statt.⁴

Ich interessiere mich seit einiger Zeit dafür, was – überwiegend junge – Frauen und Männer über sich erzählen *können*. Also welche narrativen Kompetenzen gibt es und zu welchem Zweck werden sie be/genutzt? Geht es noch um individuelle Kohärenz von Lebensläufen? Ist die Frage nach Sinn noch präsent?

Es ist überraschend, wie sehr die individuelle bewusste Aneignung von „Herkunft“, d.h. je nach Theorieschule sozialem Milieu, sozialer Schicht oder Klasse, auch Region und kultureller Landschaft als selbstreflexive Folie verschwindet. Türkisch-stämmige Deutsche ohne Hauptschulabschluss träumen ebenso von einem schnellen Auto wie junge Frauen im Studium ihre alten Vorbilder, denen sie mit 14 Jahren anhängen, wie z.B. Barbra Streisand, nicht aufgeben bzw. ihre privaten Horizonte nicht mit neuen Inhalten auffüllen. Imaginäre Vergleiche, unrealistisch und letztlich ziellos und bloßer Trost in der Ödnis des Alltags dominieren.

⁴ In einem Seminar wurde der Text von Betty Friedan „Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau“ erarbeitet. Die Studierenden sahen im Jahre 2006 kaum einen Unterschied zu den Bedingungen der Vereinigten Staaten der 50er Jahre und heute in Österreich. Dass Friedan die meisten Tätigkeiten der Hausfrau mit einer Kompetenzanforderung umriß, die den Verstand einer 8jährigen bereits unterfordere, stieß auf keinen nennenswerten Widerspruch. Ein Semester lang kam es mir vor, als wenn der Text die Studentinnen nicht erreichte, sie lasen, ohne den Bezug zu ihren Lebensumständen herzustellen. Sie „verstanden“ nur, was sie vorher schon wussten: Frauen sind für Kinder und Mann zuständig, das birgt Probleme.

Die Begeisterung am Können des Könnens (das zu Bedürfnissen wird), am Ergreifen des Möglichen, an der Möglichkeit der Wirklichkeit entziehen sich den potentiell selbst bestimmten Tagträumen. Die *Bedingung* der Möglichkeit – diese alte Frage von Kant – ist gar nicht mehr im Visier. Sie wird ja auch gesellschaftlich als unerkennbar vermittelt, wie an Bourdieu gezeigt. Kant sagte: „Wir begreifen nur, was wir selbst machen können.“ Ein Satz, der sich durch sein Werk zieht. Er war gegen die alte abgehalfterte Metaphysik gerichtet, die auf Verjenseitigung und plump Religiöses herabgewirtschaftet war. Der Satz – im heutigen Kontext – wird wichtig, weil er beinhaltet, dass wir nur begreifen werden, was wir machen *wollen!* Und die Betonung liegt hier auf *wollen!*

Die eigentümliche abgeklärte Naivität der Jugendlichen zwischen 20 und 30 Jahren, die in ihren Narrationen das Wollen so verundeutlichen, die vage bleiben, bei gleichzeitiger Behauptung, es sei alles möglich, die für fast alles den *Preis* kennen, aber für sehr wenig nur den *Wert* von etwas, zeigt beunruhigend deutlich, dass sie aktiv daran mitarbeiten, dass Wissen und Bildung für ihre Perspektiven keine Werkzeuge mehr darstellen, Selbstfindung und Weltbezug in einen Zusammenhang zu stellen. Die private Form, in der die so genannte Individualisierung stattfindet schlägt und zersetzt Ansprüche an das „gute Leben“.

„Ich möchte dir nicht meinen Lieblingsfilm erzählen, du könntest ihn kritisieren.“ Sagte eine junge Frau, der dieser Film ganz offenbar nicht „gehört“. Erlebnisse werden eingesperrt in sich und verweigern die Teilbarkeit, die wieder andere in dieses Selbst eindringen lassen könnten. Dieses schon aufgezeigte „Ohne-Sich-Sein“ verhindert die selbstbewusste Aneignung kultureller und bildungsmäßiger Ressourcen.

„Warum liest du Harry Potter? Ist das nicht Kinderliteratur?“ Meine Frage wird als Angriff gewertet, dem nicht standgehalten werden kann. Die Frage selbst wird als Beraubung schöner Momente, als Infragestellung der ganzen Person aufgefasst. Und schlimmer noch: Das Lesen von Harry Potter erweist sich nicht als eine Entscheidung, sondern als eine nie befragte Neigung, von der die Besitzerin kein inhaltliches Wissen hat. Unmittelbarkeitserfahrungen würde man das nennen, die Reflexivität und Wissen über sich selbst wenn überhaupt bloß implizieren aber nicht Stoff werden für das Subjekt, es selbst zu werden.

Narrationen sind soziale Produktionen, sie basieren auf und sie produzieren ein „soziales Selbst“, eingebettet in soziale Kontexte, soziale Bewegungen, Milieus usw. Die entwickeltste Theorie des sozialen Selbst verdanken wir Mead, dem es gelang, es weder als dem Individuum innewohnend noch sozial determiniert zu theoretisieren, als tätige Auseinandersetzung mit der Umwelt: „The self, as that which can be an object to itself, is essentially a social structure, and it arises in social experience.“ (Mead 1964, 140) Das Selbst existiert, indem es durch soziale Interaktion produziert wird. Interpretative Praxen, die die Tätigkeit des Selbst-Herstellers bilden, finden in lokalen Kulturen mit historisch

spezifischen Ressourcen statt. Erfahrungen sind raum- zeitgebunden; nur jene Ressourcen sind benutzbar, die durch die je bedingende Schicht-Rassen-Geschlechtsspezifische Kultur verfügbar gemacht werden oder individuell/kollektiv erstritten. Es sind interpretative Praxen, die beides sind: produktiv und begrenzt.

Wir gehen seit ca. 15 Jahren – als der Begriff des Postfeminismus begann virulent zu werden – von deutlich liberalisierten Gesellschaften aus, die die Bildungsoffensive, die vor allem von Frauen realisiert wurde und wird, in andere soziale und sexuelle Verhältnisse modellierte.

Auch hier ist paradox, dass die objektiven gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen nicht ausgeschöpft werden und wir SoziologInnen Schwierigkeiten haben, diesen Umstand zu erklären. Und ich beziehe mich hier nicht auf die sattsam bekannten objektiven Behinderungen, Begrenzen, die im Wort „gläserne Decke“ zusammengefasst wurden. Sondern auf das sich selbst behindernde Frauen-Subjekt, das diese neuen Freiheiten/Möglichkeiten nicht fassen kann und will. Beide Geschlechter haben offenbar Teile ihrer selbst bestimmten Vergesellschaftungsanteile, die es auch im Prozess des Geschlecht-Werdens gibt, verloren: Männlichkeit und „hinaus ins feindliche Leben“ sind nicht mehr automatisch miteinander verbunden und „Weiblichkeit“ und sich kritisch vom anderen Geschlecht absetzen, als Widerstand oder affirmativ das unergründlich Andere zu sein, als produktive Einschmiegung in die Verhältnisse haben ihre Kraft verloren: „Solange ein Subjekt irgendeine Teilidentität seiner selbst zu ontologisieren vermag (sie also gleichsam eher *entdeckt* als *wählt*) und sie dann gegen alle Widerstände verteidigt, lässt sich eine hoch individuierte Identität entfalten, erhalten und artikulieren. Es setzt dann etwa sein Christsein oder sein Frausein, oder sein Transsexuellensein gegen alle Widerstände durch und erkundet und entfaltet in der Auseinandersetzung mit diesen die Bedeutung, die jene Bestimmung für es hat.“ (Hartmut Rosa 2002, 290). Diese Nach-Innen-Wendung – diese Grundpraxis – der geschlechtlich subjektiven Selbstbestimmung motivieren das Einwirken auf die Welt. Queer-Studies ermöglicht vielleicht für mehr Menschen die Entdeckung von Wahlmöglichkeiten ihrer Teilidentitäten aber erhöhen sie auch die Fähigkeit das Entdeckte/Gewählte zu über-setzen in Handlung und Lebenssinn?

Die Schwächung der sozialen Herstellung von Geschlecht wird durch die kulturelle und hier vor allem durch die sexuelle Produktion von Geschlecht „aufgefangen“, ersetzt, die die Binarität der Geschlechter erhält und weiter mit ideologischem Sinn auflädt. In diese Schwächung von sozialer „Männlichkeit“ – in den USA von Susan Faludi untersucht – fällt im angloamerikanischen Raum innerhalb der Queer-Studies eine lebhafte und ausschließlich kulturell geführte aufwertende Debatte um Männlichkeiten, von Lesben dargestellt (vgl. Judith Halberstam 1998,2005). Ich finde es bemerkenswert, dass von queerer Seite der erschöpften Männlichkeit als soziokultureller Konstruktion neuer Glanz verliehen wird. Und

zwar dezidiert, um ihr zu entreißen, was aufhebenswert ist und zu lassen, was mit Gewalt und Herrschaft zu tun hat. Paradox ist, dass „maskuline Frauen“ zugleich als „geschlechtslose Wesen“ gelten⁵, d.h. die Minimierung von Weiblichkeit lässt Frauen nicht mehr als verfügbar aussehen und bringt sie zum Verschwinden in ihrem Da-Sein für Männer. „Gender“ ist eben auch historisch spezifisches Bewusstsein, das die Struktur sozialer Beziehungen beinhaltet, d.h. auch die Bezogenheit des einen auf das andere Geschlecht. In der queer-studies findet sich seit einigen Jahren eine Art „gender Multikulturalismus“, der die kulturellen Teile des sozialen Geschlechts in unendliche Kombinationsmöglichkeiten schichtet. Anstelle der Eliminierung von Maskulinitäts- und Femininitätsdimensionen werden ihre – z.B. durch die geschlechtliche Arbeitsteilung oktroyierten – Kompetenzen und Räume vielfältiger, multipler angeeignet und genutzt. Aus einem naturalisierten Gender-Dasein wird ein bewusstes Verhältnis zu vergeschlechtlichten Fähigkeiten. Das ist sicherlich positiv zu vermerken, folgt aber doch den kulturellen (und teilweise den sozialen) Anforderungen des Neo-Kapitalismus. Das Heterosexualitäts-Dispositiv hat nicht ausgedient, es ist flexibler geworden und dehnbare; sein Normalitätsbegriff hat vormals Marginalisierte deutlicher in die Mitte der Gaussschen Kurve geholt. Feminismus und Queer-Studies hatten daran ihren Anteil.

SEXUALISIERUNG

Die von Rosa untersuchte Artikulationsnot von jungen Erwachsenen ist jetzt mit meinem Titel ins Verhältnis zu setzen. Wenn man „orientierende Ordnungen“ als eine – basale und nicht unbedingt emanzipatorische Basis – für mögliche Narrationen annimmt, dann fehlt sie den heutigen jungen Erwachsenen. Alles ist möglich heißt - das hatte schon Durkheim vor mehr als 100 Jahren formuliert – alles wird nichts.

Goffman hatte als Soziologe untersucht wie viel gesellschaftliche Arbeit darin liegt, die Geschlechterdifferenz herzustellen und sie dann als „Komplementärverhältnis“ den Individuen zur Aneignung „anzubieten“. Er sah eine Gemengelage aus Institutionen, Strukturen, Praxen am Werk, die teilweise ganz befremdliche Einrichtungen schufen (und schaffen) bzw. bedienen, die „männlich“ bzw. „weiblich“ verbunden sind. Toiletten, deren Größe und Beschaffenheit sofort bedeutet, wer sie benutzt; eingeschlechtliche Paaraufstellungen auf dem Schulhof; machtvolle Männer, die von jungen und gut aussehenden Sekretärinnen „gepanzert“ werden, die die Macht noch einmal spiegeln aber nicht wirklich wahrgenommen werden usw.usf. Und er versuchte sich zu erklären, wie die Geschlechter, deren Unterschiede so bedeutungsreich aufgeladen wurden, beim

⁵ Zahlreiche Beispiele dafür finden sich in Robert Connell: Der gemachte Mann 1999

Zusammenkommen „mit Absichten“ einander verstanden und in welchen Zeichensystemen (Benimmregeln, Sitten und Gebräuche) sie bekamen, was sie wollten.

Sowohl auf dem Literaturmarkt⁶ als auch in den gängigen Frauen-Zeitschriften ist „Sexualität“ ein zentrales Thema. Die Zeitschriften wiederholen die Frage nach der Männlichkeit, indem sie deutliche Anweisungen geben, wie sie durch die Frau hergestellt werden kann. Als Beispiel dient mir die Zeitschrift SHAPE (April 2006), die – da körperorientiert wie der Name sagt – klare Botschaften enthält. Unter dem Titel: Flirten Sie! Werden 12 „neue Tricks“ von Matthias Eipperle (einem Sozialwissenschaftler mit Flirtschule) verraten, deren Altbackenheit auch einer 50jährigen, die sich nur an die Sprache gewöhnen muss, auffällt.

„Männer ticken immer noch im Takt der Evolution“, d.h. sie wählen nach Fortpflanzungsfähigkeit der Frau aus: „ein weibliches – und gesundes – Taille-Hüfte-Verhältnis ... Noch entscheidender für die Anziehungskraft einer Frau ist der Body Mass Index ... Männer checken unbewusst die Fettverteilungsmuster der Frau“ Jeans, schwarzer Minirock und hohe Absätze werden anempfohlen, damit er sehen kann, was er sucht. „Noch heute zeichnet die Spezies Mann ein Jagdinstinkt aus“, er sucht den „Schlüsselreiz“. Dass die Begriffe aus der Zoologie stammen deutet auf die Schwierigkeit hin, den ERSTEN MENSCHEN menschlich zu bestimmen.

Den alten Text von Goffman noch einmal zu lesen ist amüsant und lehrreich: Weit entfernt sind sie seine Beispiele und doch wieder erkennbar, Höflichkeiten von damals sind ganz verschwunden, weibliche Souveränität in der heterosexuellen Anordnung erscheint selbst ordentlich. Erstaunlich ist aber immer noch wie viel die Geschlechter übereinander „wissen“ müssen, ein Wissen, das sie nicht kennen, um voneinander zu wissen und voneinander zu erhalten, was sie wollen oder wollen was sie nicht bekommen oder bekommen was sie nicht gewollt haben. Der jagende Mann ist darin die alte vertraute Figur (wer jetzt die Tiroler Tageszeitung liest wird erstaunt sein, wie häufig auf den „Mann als Höhlenwesen“, unverstänglich aber wild, zurückgegriffen wird, um die negativen Geschlechterspannungen zu „erklären“), er ist „allzeit bereit“ und vor allem nicht zu entmutigen: „Er muss auf jeden Fall der Frau mit Aufmerksamkeit nachjagen, und sie hat es in der Hand, diese Jagd zu verlängern oder zu verkürzen.“ (Goffman 2001, 121⁷) Erhält er jedoch keine Aufmerksamkeit, kann er dies auch so deuten, dass sie seiner Zuwendung gar nie wert war und eben dies auch als Aufmerksamkeit werten. Goffman beschreibt gelassen und kalt wie „doing gender“ hier funktioniert: der erste Mensch hat auch eine für ihn vorteilhafte selektive Wahrnehmung,

⁶ Siehe die Literaturbeilage der linken Wochenzeitung FRETAG vom 17. März 2006

⁷ Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/New York 2001. Alle nachfolgenden Goffman Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe.

die ihn oben sein lässt, auch wenn er gerade durchs Anerkennungsnetz der Frau fällt. Das Ziel ist klar: „Er erwirbt exklusive Zugangsrechte, und sie erwirbt eine gesellschaftliche Position“ oder in anderen Worten: Sie wählt einen Mann wie einen Beruf.

Diese Lage hat sich verändert: Frauen mögen immer auf der Suche sein, wenn sie einen Mann suchen, aber was sie suchen und für welchen Zweck ist nicht immer deutlich. Somit entfällt der Vorteil des Mannes aufgrund seiner sozialen Position von ihr erwählt zu werden, sie wählt ihn grade so wie er vor ihr steht und so muss er mit sich überzeugen und kann nicht nur seine soziale Lage „anbieten“. Dieses „Dasein“ wird seit geraumer Zeit in der Männlichkeitsforschung untersucht, die der Frage nachgeht, was denn Männlichkeit sei, wenn sie nicht mehr bloß sozial (positiv) erkannt werden kann, sondern auch ...(?) Die Hinwendung zum Penis, der in vorherigen Zeiten gern eine imposante Zusatzrolle übernahm (Kraft, Stärke, soziale Position und Penis) ist nirgends deutlich zu vermerken. Allein vermag er nicht herzuzeigen, um was es geht – allein kann er – im Sinne des Wortes – nicht stehen. Goffman hatte noch einen selbstbewussten Mann der weißen Mittelschicht vor Augen, der kenntnisreich die Zeichensprache (und die umschloss jenseits des Körpers auch andere Kulturprodukte) von Frauen zu deuten vermag: „Die anwesenden Männer schenken den für begehrenswert erachteten Frauen verstärkte Aufmerksamkeit in der Hoffnung auf irgendeinen flüchtigen Wink, den sie als Ermutigung ihres eigenen Interesses deuten können“ (Goffman, 120) Der heutige Mann ist weniger lesekundig: „Halten Sie drei bis fünf Sekunden Blickkontakt und schauen Sie dann wieder weg. Nach einer kurzen Pause beginnen Sie das >Spielchen< von vorn. Um an seinen Beschützerinstinkt zu appellieren, schauen sie von unten zu ihm hinauf.“ Und so sieht sein Zeichenverständnis aus, das ihre heftigen und fast aufdringlichen Aktivitäten wiederum notwendig macht: „Männer glauben, dass Frauen, die nicht lächeln unattraktiv und unzufrieden sind.“ Von Frauen wird eine hohe Kompromissbereitschaft erwartet, der Sozialwissenschaftler bezieht implizit das Wissen mit ein, dass Frauen häufiger besser gebildet sind als Männer, was sowohl verschreckend auf jene wirken kann als auch Männlichkeit infrage stellen. „Seien Sie tolerant – auch wenn der andere kein guter Redner ist. Helfen Sie ihm lieber auf die Sprünge, sobald er in Stocken gerät!“ Bleibt noch die Aufgabe, sicher zu stellen, dass er der „Führende“ ist, auch wenn er gar nicht weiß wohin: „Unterstreichen Sie, dass Sie auf seiner Wellenlänge mit ihm liegen, indem sie seinem >Vorbild< folgen: Er nimmt ein Glas in die eine Hand ... Machen Sie es ihm nach!“

Goffman konnte noch von der selbstverständlichen Annahme ausgehen, dass die Fähigkeit von Männern zu führen, zu entscheiden, selbstsicher und deutlich zu sein in der jeweiligen sozialen/beruflichen Position erworben wird. Insofern war die Aufgabe von Frauen, die Männlichkeit des Mannes zu spiegeln, leichter: sie spiegelten ihm seine Gefühle, so dass er über den Erwerb einer Frau auch weiß, was er fühlt. So kann zum einen formuliert werden,

dass die „Ordnungsfunktion“ die Männer *für* Frauen hatten, für selbstbewußtere Frauen entfällt. Aber ihre Stelle tritt ein „eigenes Leben“, mit Ansprüchen, Karriereabsichten – und verläufen und einem nach Funktionen unterteilten Alltag. Zuletzt wurden solche Frauen von Thea Dorn interviewt (2006). Sie nennt sie die „neue F-Klasse“. Wir können davon ausgehen, dass sie einen geringen Prozentsatz ausmacht. Für den Rest –der in sich sehr unterschiedlich ist – werden immer neue Angebote gemacht, die sowohl ordnend als auch verwirrend sind. Das Verstehen-Sollen des Mannes wird intensiviert (und dies stellt in der Tat einen Bruch dar zur Literatur, zu den Mediendarstellungen der 70er und 80er Jahre des 20 Jhds.); die private Entscheidung zur Reproduktion der Gattung soll mit der gesellschaftlichen Erwerbsarbeit „besser kombiniert“ werden „können“; Frauen werden wesentlich als Konsumentinnen angerufen, die durch die Wahl von Waren Verantwortung übernehmen. Was ist aus der Hoffnung geworden, dass Bildung uns erst die erniedrigenden und beleidigenden Verhältnisse erkennen lassen würde und sie dann in Veränderungspraxen, in Widerstand, in kollektive Handlungsmöglichkeiten übersetzt werden könnten?

Der Bildungsbegriff der Erziehungswissenschaft lag jahrelang danieder wie der Subjektbegriff in der Philosophie agonisch dahinsiechte. Die gesellschaftlichen Tatsachen verflachten emanzipatorische Bildungskonzepte und reduzierten sie kategorisch auf die Indienstnahme der Bildung zu Zwecken der Qualifikation, auf die Zuliefer- und Zurichtungsfunktionen. Dies war immer auch schon Aufgabe von Bildung: sie selektierte, sie wurde Halbbildung, Statussymbol und Fachidiotie wie Adorno schrieb. Aber immerhin war diese Kritik möglich, indem sie immanent der aufklärenden Bildungskonzepte sprechbar war und rückgebunden wurde an Vernunftkonzepte, die – emphatisch gesprochen - die Befreiung des Menschen zu sich selbst implizierten.

Wissens- und Erziehungsverhältnisse in der Frauenbewegung und anderen sozialen Bewegungen hatten implizit zur Voraussetzung, dass die sich darin bewegenden Subjekte, die „Erniedrigung schon hinter sich“ haben, wie Heydorn es formulierte. Sie können sich deshalb selbst zum Zweck setzen. Das Wissen um das antizipierte gute und andere Leben, gepaart mit dem erlittenen Leid setzte Befreiungspotentiale frei.

Ich vermute, dass diese Denkfigur, oder dieses Theorem zur Paralisierung der kritischen Erziehungswissenschaft/Bildungstheorie mit beigetragen hat. Die an den Verhältnissen leidenden und in ihnen erniedrigten und beleidigten Subjekte treten in anderen Maskeraden auf: sie sprechen nicht politisch, sie sind magersüchtig, kauf- und spielsüchtig, ihre Darstellung erschöpft sich darin, sie als von Therapeutinnen, Ärztinnen, SozialarbeiterInnen **Behandelte** zu sehen. Auf der andren Seite die glücklichen Gewinnerinnen: optimistisch, gegenwartsversessen, völlig affirmativ zu den sog. marktwirtschaftlichen Interessen. Warum sollten sie aufbegehren? Die Heterogenität der nachwachsenden Generationen spiegelt sich in der Unbestimmtheit ihrer gemeinsamen Merkmale: wir kennen die postmaterialistische

Generation, jene ohne „future“ und dann plötzlich Generation x, die Golf-Generation und jetzt: Generation P.

Der Zusammenhang von Leiden und Befreiung (die berühmte Verelendungsthese) ist umstandslos nicht haltbar. Das Bewusstsein von Differenz und Leiden setzt nicht die Herauslösung aus der Verstrickung in Gang. „Denn auch auf gesellschaftlicher Ebene ist nicht mehr erkennbar, inwiefern gesellschaftliche Widersprüche noch eine produktive Dynamik freisetzen; statt dessen verkümmern sie zu bloßen Gegensätzen, zum Paradox, zur Ungereimtheit, und auch das individuelle Leben führt unter Umständen nur noch immer tiefer in weiteres Leiden hinein.“ (Boenecke, Roesemarie 1995).

Kritische Bildungstheorie versucht mit der Wiederbelebung verschiedener Vernunftarten darauf zu antworten. Bildung wäre demnach ein Wissen, das die Individuen für sich zur Distanzierung der Verhältnisse übersetzen und sich so aus der unmittelbaren Umklammerung der Befreiung, indem sie die Struktur eines Sachverhaltes standpunktbezogen für sich erwerben und so zu einem selbsttätigen für sich sinnhaften Vernunftbegriff kommen. Der Perspektivwechsel bezieht sich auf die Verlagerung von den so zu verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen zum sich selbst aufklärenden Subjekt. Wir können weniger mit der „richtigen“ Gesellschaftsanalyse und der evtl. daraus folgenden richtigen Politik rechnen, als vielmehr mit den vernunftbegabten phantasiereichen Subjekten, die zur Selbstaufklärung drängen. Insofern vermute ich, dass kritische Erziehungswissenschaft weniger handlungstheoretisch als vielmehr reflexiv sein muss und auch wird. Was nicht einschließt, die Gesellschaftskritik zu lassen. Der Perspektivwechsel besteht auch darin, statt von einem Leidensstandpunkt vom Erfahrungsstandpunkt auszugehen. Auch hier ist übrigens von den feministischen Sozialwissenschaften viel zu lernen: Das theoretisch gefasste „Opfer“ Frau hat sich in den letzten 20 Jahren zu einem äußerst widersprüchlichen Subjekt entwickelt, dessen Erfahrungen die große Bandbreite der Verarbeitung gesellschaftlicher Erfahrungen wiedergeben.

Kritische Bildungstheorie setzt sich zum Ziel, Erfahrungen des Unentfremdeten zu organisieren, die als Erinnerung den Willen entstehen lassen, Entfremdung auszuhalten und zu bekämpfen: Aufgabe der Erziehung wäre dann: den Menschen die Möglichkeit eines Erfahrungsdepots erfüllten Sinns als Möglichkeit zu organisieren.

Wir brauchen einen Bildungsbegriff der sowohl in die Verhältnisse eingelassen ist als auch über sie hinausweisend wirksam werden kann. Gegen die Privatisierungstendenzen kann Bildung dann als Medium des Allgemeinen gefasst werden. Aus Allgemeinbildung – wie sie das Humboldtsche Bildungsideal einschloss – wird die BILDUNG ZUM ALLGEMEINEN, Das bedeutet 2. nichts anderes, als ein Bewusstsein der zentralen gesellschaftlichen Schlüsselfragen selbsttätig zu erarbeiten, die die gemeinsame Gegenwart und Zukunft betreffen: Ökologie, Frieden, Gerechtigkeit in den Klassen- und Geschlechterverhältnissen.

Dass hier die historischen Wissenschaften, die Soziologie, Politologie und Sozialpsychologie gefragt sind erschließt sich von selbst. Eine dritte Dimension des Bildungsbegriffes ist mit der Entwicklung von Vielseitigkeit fassbar: Allgemeinbildung zielt nicht nur auf kognitive Dimensionen ab, sondern es geht auch um die Förderung von Argumentations- und Kritikfähigkeit, sowie sozialer Empathie und ethischer Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit. Klafki nennt die Grundkompetenzen: Selbstbestimmung, Mitbestimmungsfähigkeit und Solidaritätsfähigkeit,

Wenn ich die Studierenden – überwiegend Frauen in der Erziehungswissenschaft – nach ihrem Verständnis von Vernunft befrage, höre ich nichts und das wenige Gesagte bezieht sich auf die „repressive Funktion“ von Vernunft. Sie störe das Gefühl, sie verhindere gar das Gefühl. Dass in unserem modernen Gesellschaften Vernunft und Rationalität ein Zusammenleben erst ermöglichen, dass darin auch aufgehoben ist in einer allumfassenden Unberechenbarkeit, Berechenbarkeit und Transparenz einzuklagen, ist jenseits der Begreifensmöglichkeiten. Dass „falsche“ Vernunft bekämpft werden muss und andere Vernunftarten Stimmen brauchen – wie wäre das zu vermitteln? Wie kann das Begehren nach Ordnung, das immer noch die Unmündigkeit als Male der Unterdrückung trägt in ein Begehren nach Vernunft und Begehren nach Selber-Denken übersetzt werden?

Wer gekannt sein will, muss sich kennen. Christa Wolf beschreibt in „Geschlechertausch“ die Sozialbeziehungen von Männern als Verhinderung von Selbsterkenntnis. Sie wissen von sich, was sie preisgeben. Sie sind – als Rätsel – nicht *voll* von Geheimnissen, sondern eine *Leerstelle*. Sie verbergen ein Defizit, und die besseren unter ihnen kennen es. Die anderen verlassen sich umso intensiver auf die Männlichkeitsformen, auf die Rechte die daraus erwachsen. Die männlichen Kulturformen schließen Frauen auf jeder (Abstraktions- und Bereichs)Stufe ein: als Entlastung des männlichen Selbst, als Pflege des Körpers, als Spiegel des männlichen Ichs, als fremden Körper. Die Einschließung des Weibes in die männliche Subjektkonstruktion wird brüchig und dies ist vielleicht der Beginn des Anderen, wie es erträumt wurde im Schatten der Aufklärung: die Aufhebung der Subjekt-Objekt-Verhältnisse zugunsten des Dialogs; die Wiederbelebung und Versinnlichung des Menschen; die Pluralisierung der Vernunftarten. Für immer mehr Frauen könnte dies bedeuten, endlich „belangvolle Erfahrungen“ machen zu können, „die sie nicht allgemein, als menschliches Wesen weiblichen Geschlechts, sondern persönlich, als Individuum betreffen.“⁸

⁸ Wolf, Christa: Berührung. Vorwort. In: Maxie Wander: guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Darmstadt, Neuwied 1980, S. 14

DIE REALITÄT – FESTGEZURRTE MÖGLICHKEIT VON WIRKLICHKEIT

Sie sagt: es ist toll wo ich jetzt arbeite. Ich kenne fast alle Leute. Es ist auch toll, dass ich fast eine Woche vorher erfahre wann ich in der nächsten Woche arbeite und wie viel. Sie verbringt jetzt einen Grossteil ihres Lebens dort: sie arbeitet dort, vergnügt sich dort, ist sozial an der Arbeitsstelle. Ihre Mutter ist Verkäuferin, sie hatte keine andere Chance. Die Tochter hat das Studium aufgegeben oder ausgesetzt, sie weiß es noch nicht. Sie lässt sich verplanen durch die Arbeit, die „toll ist“, aber keinerlei Wachstum und Entwicklung beinhaltet. Sie verkauft 8 Stunden Karten und obwohl sie 12 Semester Zeit hatte, um die Selbstbestimmung von Zeit und Raum, von Erkenntnisglück und Versagensangst kennenzulernen, kann sie sich die Zeit und die Verausgabung und ihre Gestaltungsräume fremd bestimmen lassen, ohne dass es sie schmerzt. Sie kann nicht fühlen, nicht denken, dass sie ihre Selbstbestimmung jeden Tag unter die Fremdbestimmung unterwirft und dies als Freiheit lebt. Sie ist dankbar, dass sie arbeiten darf.

Welche Beiträge leistet die Universität zur Entwicklung von kritischen Denk- und Fühlformen?

Sie sagt: sie kann nicht verreisen, da sie auf eine Eigentumswohnung spart. Wer sich hindert, Erfahrungen zu machen, wird die angestrebte Höhle gut ertragen. Ihre Praktiken und ihre Teilhabe an kapitalistischen marktförmigen Institutionen ließen sie den Habitus des freiwilligen Verzichts auf eine Persönlichkeit als das höchste Gut erscheinen. Die Universität war noch keine marktförmige Institution, da wurde sie schon als eine solche angeeignet.

Literaturverzeichnis:

- Boenicke, Rosemarie 1995: Vernunft durch Bildung? In: Peter Euler/Ludwig A. Pongratz (Hg.): Kritische Bildungstheorie. Weinheim 1995
- Bourdieu, Pierre 1998: Gegenfeuer. Wortmeldungen im dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz
- Dorn, Thea 2006: Die neue –Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird. München und Zürich
- Gorz, André 1998: Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft. Hamburg
- Ders. 2004: Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie. Zürich
- Haug, Frigga u. Ulrike Gschwandtner 2006: Sternschnuppen. Zukunftserwartungen von Schuljugend. Hamburg
- Levinas, Emmanuel 1984: Die Zeit und der Andere. Hamburg
- Link, Jürgen 2006: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen
- Marcuse, Herbert 1967: Der eindimensionale Mensch. Neuwied

Rosa, Hartmut 2002: Zwischen Selbstthematization und Artikulationsnot? Situative Identität als Fluchtpunkt von Individualisierung und Beschleunigung. In: Straub, Jürgen u. Joachim Renn (Hg): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/M., New York (S. 267-302)

Seppmann, Werner 2007: Über den Klassencharakter der sozialen Ausgrenzung. Die "Entdeckung" der Unterschicht durch die Massenmedien. In Sozialistische Zeitung, Dezember